Charlotte Schmitz

Der Lindenbaum – Wilhelm Müller

Der Lindenbaum[1]

Am Brunnen vor dem Thore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findst du deine Ruh'!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Angesicht;
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

Der Gedichtzyklus *Die Winterreise* von Wilhelm Müller besteht aus 24 Gedichten. Die ersten zwölf Gedichte erschienen 1823 in *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823*. Dort wurde auch das Gedicht *Der Lindenbaum* erstmals veröffentlicht. Das Werk bildet dort das fünfte Gedicht des Zyklus, der folgenden Titel trägt: *Wanderlieder von Wilhelm Müller. Die Winterreise. In 12*

[1] Müller, Wilhelm: Der Lindenbaum, in: Friedrich Arnold Brockhaus (Hg.): *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823*, Leipzig 1823, S. 214f.

Liedern. Zehn weitere Gedichte wurden 1823 in *Deutsche Blätter für Poesie, Litteratur, Kunst und Theater* abgedruckt. Ein Jahr später wurde die erweiterte Fassung der *Winterreise* mit den insgesamt 24 Gedichten von Christian G. Ackermann in Dessau im zweiten Band der *Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten* herausgegeben. Die Gedichte dieser Ausgabe waren um die Texte *Die Post* und *Täuschung* erweitert und in eine neue Reihenfolge gebracht.[2]

Das Gedicht *Der Lindenbaum* besteht aus sechs vierzeiligen Strophen, bei denen es sich um typische Volksliedstrophen handelt.[3] Es ist ein halber Kreuzreim vorzufinden, denn es reimen sich in jeder Strophe jeweils der zweite und vierte Vers. Der erste und dritte Vers bleiben reimlos. Das Gedicht weist einen dreihebigen Jambus auf. Durch die Alternation von unbetonten und betonten Silben wirkt das Gedicht rhythmisch sehr gleichmäßig. Das Werk entwickelt dadurch bereits in Gedichtform liedhaften Klang und scheint seine eigene Vertonung nahezulegen. Seine rhythmische Harmonie wird durch die Kadenzen gestützt: Weibliche und männliche Kadenzen wechseln sich an den Versenden ab. Der erste und dritte Vers jeder Strophe schließt jeweils weiblich, also mit einer unbetonten Silbe. Der zweite und vierte Vers jeder Strophe weist eine männliche Kadenz auf: Der Vers endet mit einer betonten Silbe.

In *Der Lindenbaum* gibt es ein lyrisches Ich und fast das gesamte Gedicht ist im Präteritum verfasst. Ausnahmen hierbei sind Vers 2 und die letzte Strophe. Hier wird das Präsens verwendet (»steht«, V2; »bin […] entfernt«, V21f.; »hör'«, V23). Außerdem wird immer dann das Präsens verwendet, wenn das lyrische Ich die Worte der Zweige des Baumes wiedergibt (vgl. V15f., V24).

Der Satz der Verse 3 und 4 weist große sprachliche Ähnlichkeiten mit dem der Verse 5 und 6 auf. Sowohl der Anfang der Sätze als auch der ihnen jeweils folgende Vers beginnen mit dem gleichen Wort (»Ich«, V3, 5; »So«, V4, 6). Ebenso wird zweimal das Wort »manchen« (V4) bzw. »manches« (V6) verwendet. Nach dem Wort »Ich« (V3, 5) folgt jeweils ein Verb, dann ein Ort, an dem das lyrische Ich etwas in Bezug auf den Lindenbaum getan hat und im jeweils zweiten Vers folgt dann spezifischer, was genau das lyrische Ich dort getan hat: »Ich träumt' in seinem Schatten / So manchen süßen Traum. // Ich schnitt in seine Rinde / So manches liebe

[2] Vgl. Wittkop 2016, S. 57ff.
[3] Vgl. Neureuter 2007, S. 797ff.

Wort;« (V3ff.). Hierbei handelt es sich um eine Anapher. Durch die Wortwiederholung an den Anfängen der Sätze erhält deren Aussage einen ausgesprochen insistierenden Charakter und sie entwickeln einen stärkeren mnemotechnischen Effekt. Außerdem gewinnt das Gedicht durch die Anapher Rhythmus und Struktur.

In Vers 7 ist eine Antithese zu finden (»Freud' und Leide«). Hier wird das positiv konnotierte Substantiv Freude dem negativ konnotierten Substantiv Leid entgegengesetzt. In *Der Lindenbaum* bedeuten die Begriffe, dass das lyrische Ich sowohl wenn es Freude, als auch wenn es Leid empfand, stets zum Lindenbaum ging, da es sich zu diesem Ort hingezogen fühlte (V7f.). Durch die Antithese wird Spannung erzeugt, da die beiden Gefühlsextreme aufgezeigt werden, die vermuten lassen, dass sich das lyrische Ich zu jeder Zeit zum Lindenbaum hingezogen fühlt, auch wenn es ein anderes Gefühl, wie z.B. Gelassenheit, Aufregung oder Angst empfindet, welches eventuell zwischen den beiden Extremen Freude und Leid liegt.

Der Lindenbaum wird in Müllers Gedicht in der Rede des lyrischen Ich personifiziert. Die Zweige des Baumes rauschen (vgl. V13) und das lyrische Ich interpretiert dieses Rauschen. Dass bei dem Satz in Vers 15f. keine Anführungszeichen gesetzt sind, ist dahingehend zu deuten, dass das lyrische Ich sein Gespräch mit dem Baum lediglich simuliert und der Baum nicht tatsächlich laut spricht. Außerdem gibt es in Vers 13f. einen Vergleich: »Und seine Zweige rauschten, / **Als** riefen sie mir zu[.]«

Im Eingang des Gedichts werden Situation und Ort thematisiert. Vor dem Stadttor steht eine Linde an einem Brunnen (vgl. V1f.), von dem die Bewohner der Stadt eventuell Wasser holen. Diese Ortsbeschreibung lässt die Blickrichtung allerdings offen: Blickt man von der Stadt aus und sieht, dass sich der Brunnen mit der Linde innerhalb der Stadtmauern befindet, oder schauen wir von außen? Einen Hinweis scheint die letzte Strophe zu geben: Die Sprechsituation wird durch das »Nun« (V21) zeitlich und räumlich verortet. »Nun« scheint man »manche Stunde / [e]ntfernt von jenem Ort« (V21f.). Wenn man davon ausgeht, dass Sprecher und Hörer sich am selben Ort befinden, so ist dieser Ort »entfernt« vom Lindenbaum und auch außerhalb der Stadt. Die Frage nach der Perspektive ist mit der Frage nach der Zugehörigkeit des lyrischen Ichs verbunden: Gehört das lyrische Ich als Bürger zum Ort oder als heimatloser Wanderer zur Außenwelt? Diese Frage lässt sich beantworten, wenn man das lyrische Ich mit Blick auf den Zusammenhang im Zyklus betrachtet. Das erste der in der *Urania* abgedruckten Gedichte (*Gute Nacht*) beginnt mit den Versen: »Fremd bin ich eingezogen /

Fremd zieh' ich wieder aus.« Es handelt sich beim Sprecher also um einen ›fahrenden Gesellen‹, der sich nur temporär in der Stadt aufhält. Von der Frage nach der Perspektive abgesehen, wird in den ersten beiden Versen des Gedichts ein idyllisches Naturbild erschaffen (Brunnen, Tor, Lindenbaum).

In den Versen drei und vier wird das Träumen angesprochen. Das lyrische Ich träumte unter dem Lindenbaum »[s]o manchen süßen Traum.« (V4) In der Phantasie des lyrischen Ichs verschmelzen nüchterne Realität und hoffnungsvolle Vorstellung. Eventuell bezieht sich das Träumen auch auf die Möglichkeit, der Realität zu entkommen. In den darauffolgenden beiden Versen blickt das lyrische Ich nämlich auf eine vergangene Liebschaft zurück (vgl. V5f.).

Durch das Wort »Geselle« in Vers 15 wissen wir, dass es sich beim lyrischen Ich um eine männliche Person handeln muss. Die ersten beiden Strophen umreißen die Vorstellung eines Ortes, der mit schönen Erinnerungen in Verbindung steht. Sie zeigen den Lindenbaum als einen Ort des Glücks und der Liebe, über den das lyrische Ich im Rückblick redet. Der Lindenbaum stellt einen Zufluchtsort dar, er bedeutet die sichere Heimat, zu der sich das lyrische Ich »in Freud' und Leide« (V7) zurücksehnt. Da der Baum jedoch am Stadteingang steht, kann er für das lyrische Ich kein Entkommen aus der Zivilisation ermöglichen. Der Lindenbaum markiert eine Schwelle. Die Bewegung des »Gesellen« führt exakt über diese Schwelle, und somit also direkt am Lindenbaum vorbei.

Immer wieder greift Müller auf Motive zurück, die im Zeichen der Leitideen Erinnerung, Sehnsucht und Heimat stehen. »Durch sie evoziert wird ein Zustand der Entfremdung des Ichs von Natur, Heimat und Ursprung, und der Mensch erscheint als Reisender, Wandernder, Abschiednehmender, dem die Vergangenheit im Gedenken erhalten [bleibt].«[4]

Der Wanderer verschließt in Vers 11f. trotz der Dunkelheit die Augen, als er am Lindenbaum vorübergeht.[5] Er möchte sich nicht auf die Vertrautheit des Baumes einlassen, er will oder kann nicht zurückschauen. Er fürchtet sogar seinen Lockruf, der aus den Zweigen erklingt. Auch Christiane Wittkop merkt an, dass das Rauschen der Zweige (vgl. V13) kein Blätterrauschen sein kann, da der Lindenbaum zur Winterzeit keine Blätter trägt und entlaubt ist. Das Rauschen stellt somit etwas Beängstigendes dar[6] und wird auf auditiver Ebene als

[4] Schmitz-Emans 2007, S. 56.
[5] Vgl. Wittkop 2016, S. 92.
[6] Vgl. ebd., S. 136.

unterschwellige Bedrohung erfahrbar.[7] Auch kann die Dunkelheit in Vers 11 auf eine grundsätzlichere Orientierungslosigkeit des Wanderers hindeuten.

Der Wanderer hört, wie die Zweige vertraulich zu ihm reden und ihm eine »Ruh'« (V16) verheißen (vgl. V13ff.) mit der jedoch nicht Erholung oder Schlaf gemeint ist, sondern Ruhe im Tod. Die Assoziation mit dem Tod kommt auch im Zusammenspiel mit »kalten Winde[n]« (V17) ins Spiel. Das Herabwehen des Hutes vom Kopf kann etwa eine ›vorgezogene‹ Enthauptung assoziieren lassen. Mit den Versen 13ff. gewinnt das Thema Todessehnsucht für das lyrische Ich erstmals an Bedeutung. Die Todessehnsucht wird das lyrische Ich im weiteren Gedicht und auch im weiteren Gedichtzyklus *Die Winterreise* nicht mehr verlassen.[8] Der Lockruf der Zweige spricht die Todessehnsucht an, in der sich möglichweise eine Selbstmordabsicht – in Form des Erhängens an einem Baum – andeutet. Durch den Vers »Als riefen sie mir zu« (V14) wird allerdings deutlich, dass diese Wahrnehmung lediglich der Vorstellungswelt des lyrischen Ichs angehört.

An den Versen 17f. lässt sich erkennen, dass seine Wanderung aufgrund der Kälte nicht sehr angenehm gewesen sein kann. Die gesamte Wanderschaft in *Die Winterreise* verlief durch Schnee, Eis und kalten Wind. Mit dem Wegfliegen des Hutes in Vers 19 geht die bürgerliche Kopfbedeckung verloren. Der Wanderer ist demnach von der bürgerlichen Gesellschaft entfremdet. Er hebt dennoch absichtlich den Hut nicht auf, sondern setzt seine Wanderung fort (vgl. 19f.). Obwohl sich das lyrische Ich in diesem Moment von dem Lindenbaum abwendet, bildet dieser Vers nicht den Schlusspunkt des Gedichts. Die »Sehnsucht, zum Lindenbaum zurückzukehren, blieb als Verlockung unterschwellig gegenwärtig […]«[9].

Das lyrische Ich hat sich jetzt auch räumlich von »jenem Ort« (V22) entfernt, hört aber noch immer dessen Rauschen, das ihm verspricht: »Du fändest Ruhe dort!« (V24). Das verinnerlichte Rauschen des Lindenbaums ist dem lyrischen Ich als Lockruf allzeit gegenwärtig.

Primärliteratur:

Müller, Wilhelm: Der Lindenbaum, in: Friedrich Arnold Brockhaus (Hg.): *Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1823*, Leipzig 1823, S. 214-215.

[7] Vgl. ebd., S. 135.
[8] Vgl. ebd., S. 113.
[9] Wittkop 2016, S. 125.

Weiterführende Literatur:

von Borries, Erika: *Wilhelm Müller. Der Dichter der »Winterreise«. Eine Biographie*, München 2007.

Neureuter, Hans Peter: Volksliedstrophe, in: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. III, Berlin/New York 2003, S. 797-799.

Ritter, Hans Martin: *Winterreise. Wilhelm Müller entdeckt das lyrische Monodram*, Berlin 2014.

Schmitz-Emans, Monika: *Einführung in die Literatur der Romantik*, Darmstadt 2007.

Wittkop, Christiane: *Polyphonie und Kohärenz. Wilhelm Müllers Gedichtzyklus »Die Winterreise«*, Stuttgart 2016.